

Infanterieleutnant

Autor(en): **Traz, Rob. de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1916-1917)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Infanterieleutnant.

Von Rob. de Craz.

Ein halbes Duzend Freunde, saßen wir auf weichen Fauteuils beisammen und rauchten, tranken, plauderten. Die Nacht war vorgerückt, und wir hatten schon von vielen Dingen gesprochen. Im allgemeinen Höhenflug der Gedanken gelangten wir auf das Thema: was es wohl sei, das dem Leben seinen Genuß, der Existenz ihren Wert verleihe. Womit konnten wir den Stolz und die Befriedigung ob unserm männlichen Dasein erhöhen? Die Einen antworteten, mit der Liebe oder dem Vergnügen, die Andern, mit der Wissenschaft, mit der Kunst, mit dem Sport. Ich weiß nicht mehr, was ich wählte, aber ich erinnere mich, wie Bourguet, der das Wort noch nicht ergriffen, uns plötzlich zur Rede stellte:

„Meine Herren, Ihre Aufzählung ist unvollständig. All Ihren Lebensreizen kann ich einen hinzufügen, einen tragischeren Ansporn der Seele, als Ihre sinnlichen Genüsse es sind, aber auch er ist unvergänglich. Sie lassen ihn ganz außer Acht.“

„Was denn?“

„Der Krieg.“

Es wurde still; wir waren wie ernüchtert. Ich sehe Bourguet heute noch, mit seinem glatt rasierten Gesicht, seiner großen, etwas schiefen Nase, seinem vorspringenden Kinn, wie er, ans Fenster gelehnt, von einer plötzlichen Beredsamkeit erfaßt, fortfuhr:

Man muß in der Armee gedient haben, um die Bande zu verstehen, die den Führer an den Soldaten, und diesen an den Führer knüpfen. Und dabei verbinden sich Begriffe, die anderswo widersprechend scheinen, aufs engste. Um seine Truppe zu „fühlen“, muß man die Einzelwesen, aus denen sie besteht, kennen und sich für jedes interessieren. Man muß wissen, daß der eine verheiratet und Vater zweier Mädchen ist, daß der andere vor kurzem seine Mutter verloren hat, daß ein dritter mit landwirtschaftlichen Maschinen handelt und sehr gute Zeiten hat, und daß ein vierter bei einer Bank angestellt ist, u. s. w.

Und dann sagt man noch, daß die Leute es nur auf die weißen Schnüre oder auf den Automobildienst abgesehen hätten! Da kommt mir Chevalier in den Sinn, im ersten Glied meines Zuges, mit seinem Katzen-Schnurrbart, seinem Käppi auf dem linken Ohr, seinem feuerroten Gesicht und seiner Branntweinstimme. Immer der erste, wenn es gilt, sich für einen Spezialdienst oder einen Patrouillengang zu melden. Unermüdlich, voll Humor, reizt er unaufhörlich seine Kameraden, marodiert in jedem Dorf und führt die Mädchen hinter's Licht. Im bürgerlichen Leben hat er Schwierigkeiten aller Art, verfracht jedes Jahr einmal, lebt im Streit mit seinem Vater

und quält seine Frau. Er erzählt mir seine Stürme mit wilder, herausfordernder Miene, hört meine Vorstellungen an und qualmt seine Zigarette. Oder Loduze, ein junger, bleicher Buchdrucker, dem die langen Märsche hart beisehen, ein schweigsamer, mißtrauischer, gequälter Mensch, dessen Gesicht sich aber aufhellt beim ersten guten Wort, und der dann schweigsam mit einer müden Bewegung seinen allzuschweren Sack wieder auf die Schulter nimmt. Oder Mahlan, ein stämmiger Bursche vom Land, den man erst anspornen und wärmen muß, bis er seine letzte Anstrengung gibt, der es auch nicht leidet, daß man ihn auslacht, der aber während dem Stundenhalt oder während der Nachtstunden der Feldwache zu mir kommt, um mit mir ernste Gespräche über die Politik und das Leben anzuknüpfen. Oder Girardon, der kleine Korporal Girardon, der alles glaubt, was ich sage, als wäre ich der liebe Gott, . . ., dessen reine Augen dem schlimmsten Galunken Abscheu einflößen würden vor der Lüge, und der so fröhlich, so mutig und gehorsam ist! Alle haben wir miteinander streng gearbeitet; wir haben gemeinsame Erinnerungen, denselben Grund, stolz zu sein. Ich schätze sie und bin ihr Freund. Sie sind mir treu . . . Jung, gesund und geschmeidig sein . . . das Kinn im Sturmband, den Bauch im Ceinturon, das Bein in der Ledergamasche . . . den Gang nach dem Säbel richten, der aufschlägt auf die Waden . . . hinter sich, in Marschkolonne, dreißig Burschen mit angehängtem Gewehr haben, die aus voller Kehle singen und deren Stimme und Gemüt man genau kennt, ohne zurückschauen zu müssen . . ., das geheimnisvolle, mystische Band fühlen, das von der eigenen Person zu ihnen und von ihnen wieder zurückführt zur eigenen Person, überzeugt, daß sie einem folgen würden, wo immer man sie hinführte, und daß man sie vielleicht eines Tages wirklich weit wegführen muß . . . oh! das sind glückliche Gefühle!

*

Bourguet schien die letzten Worte nur für sich gesprochen zu haben, hingerissen von seiner Begeisterung. Jetzt hielt er inne und schaute uns alle nacheinander an, indem er über sich selber lächelte; dann, als er sah, daß keiner von uns ihn unterbrechen wollte, fuhr er weiter, in gesetzterem Ton:

„Eben hörte ich Sie noch von dem sprechen, was Sie auf der Welt am liebsten haben. Ich bewunderte Ihre raffinierte Neugierde und erstaunte ob der Verschiedenheit Ihres Geschmacks. An das Thema, das ich Ihnen auseinandersetze, haben Sie aber noch nicht gedacht. Bei all Ihrer Belesenheit übergehen Sie eine Literatur völlig, die militärische Literatur, und zwar die technische, die einzige, die hier in Betracht fällt. Wissen Sie, daß Clausewitz ein genialer Kopf, und Ardant du Picq ein tiefer Denker war? Messen Sie unter den heutigen Schriftstellern dem Deutschen Bernardi, den Franzosen Montaigne und Grandmaison die Wichtigkeit bei, die ihnen gebührt? Sie würden bei diesen Männern Stil, Klarheit, genaue Beobachtung des

Menschen, Organisationsfönn, großen Blick und Einbildungskraft nicht vergebens suchen. Ein Buch über Taktik oder Strategie ist mit der Intelligenz geschaffen, wie ein Buch über die Kunst; nur ist es meist besser geschrieben.

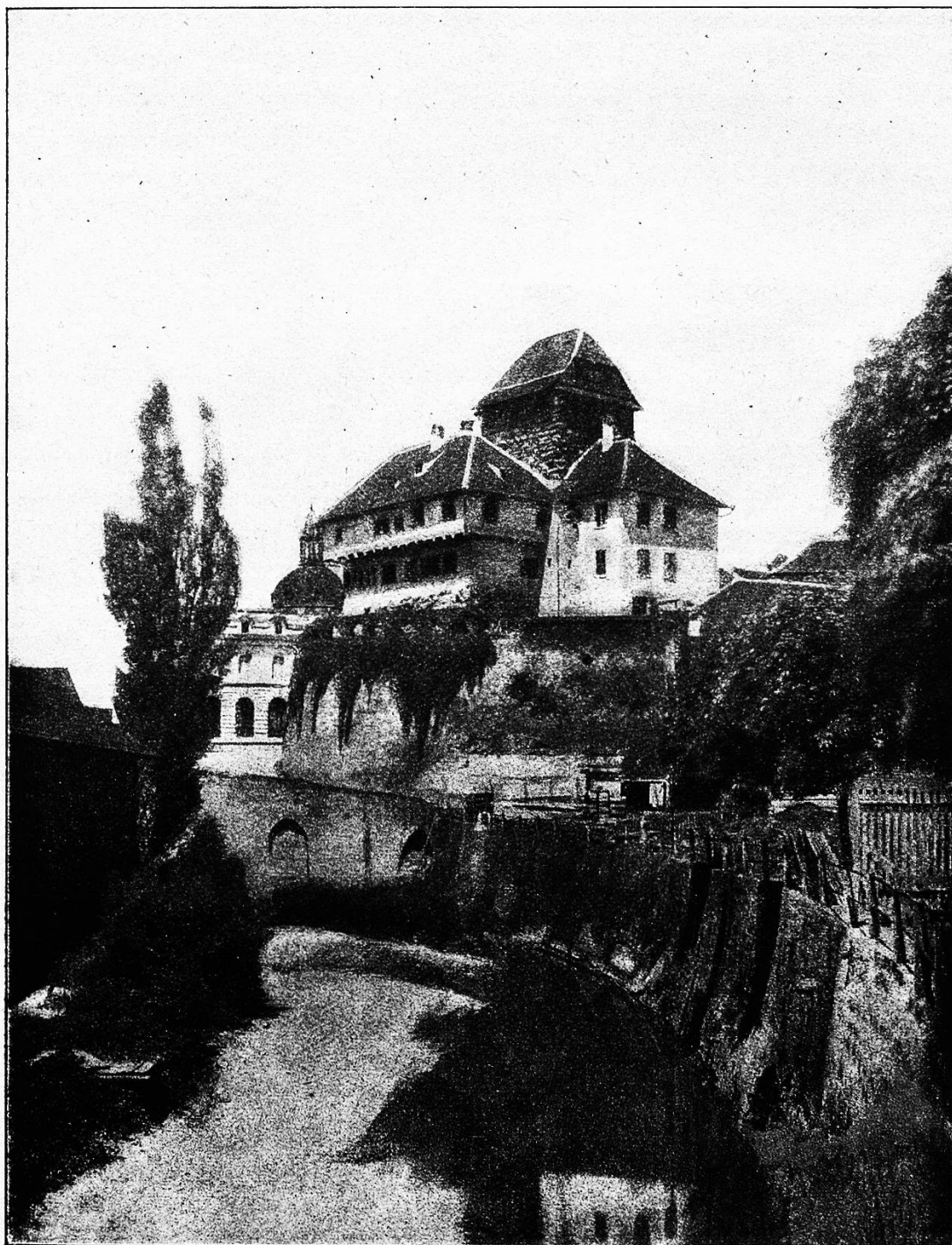
Was Sie wünschen, ist, wenn ich Sie richtig verstanden habe, Ihrer Neugierde angesichts des Lebens Genüge zu leisten. Alles aber, was ich Ihnen hier sage, ist aus dem nämlichen Leben geschöpft. Und wenn Sie mir antworten, daß Sie das dargestellte Leben, die Kunst, vorziehen, so sage ich Ihnen; es gibt keinen idealeren Künstler, als den Offizier. Ja, der Offizier erschafft seinen Soldaten, wie der Bildhauer seine Statue; nur, daß er das unermessliche Vorrecht besitzt, lebendes Material zu bearbeiten. Er begnügt sich nicht damit, dieses zu instruieren; er bildet es nach seinem eigenen Bild und gibt ihm das Abzeichen seines Willens und seines Ideals. Aus jedem einzelnen Mann schneidet er das soldatische Profil und entwickelt diejenigen seiner Eigenschaften, die im Gefecht von Nutzen sein können. Geduldig bildet er jedes Bewußtsein heran, bereitet die nötigen Reflexe vor, damit der Mann immer nach dem Willen des Offiziers handle, selbst wenn dieser abwesend ist. So verkündigt das Kunstwerk, sich selbst überlassen, den schöpferischen Gedanken des fernen Künstlers. Doch beim Soldaten handelt es sich nicht um ein unbewegliches, immer in derselben Stellung verharrendes Dasein, sondern um ein bewegliches. Nicht die einzige Geste, sondern die Reihe der notwendigen Bewegungen; nicht allein das Einfache, sondern das Vielfache; nicht allein das Bestehende, sondern das überhaupt-Mögliche.

Das moderne Gefecht verlangt es, daß die Truppe auch ohne Führer sich zu verhalten wisse. Früher trieb man sie mit Stoßschlägen bis in die feindlichen Verschanzungen. Heute zieht man sie schon 800 Meter vor dem Feinde auseinander, löst sie auf. Die dichte Kolonne zerstreut sich in dünne Schützenlinien, die ihrerseits in den Deckungen untertauchen und vom Terrain derart verschlungen werden, daß man sie gar nicht mehr sieht. In diesem Augenblick ist es zu spät, die Leute zu ermahnen und mit Drohungen in den Kampf zu treiben. Sie handeln nur aus Beweggründen, die weiter zurückreichen. Wenn Sie an der Kaserne vorbeigehen, finden Sie die Mechanik des Drills, des Takttrittes, der rhythmischen Bewegungen der Disziplin vielleicht absurd. Bedenken Sie aber, daß man hinter dem Gitter des Kasernentors eine Feder aufzieht, eine Bombe ladet.

Welches ist aber das Hauptelement dieser Abrihtung? Der Offensivgeist! Er ist Hauptsache in der militärischen Erziehung. Sie müssen es Ihren Leuten beibringen, daß sie sich in die Schanze schlagen. Der Orientierungssinn, der Sinn für den Aufmarsch, für die Schußabgabe, für gute Kameradschaft im Gefecht, all das ist unerläßlich, doch nicht von erster Wichtigkeit; der Sinn für das Vorrücken mit allen zu Gebote stehenden Mitteln

bleibt die Hauptsache. Sie müssen Ihren Leuten soviel dynamische Kraft einimpfen, daß sie, fern von Ihnen und sich selbst überlassen, auch unter dem dichtesten Kugelregen nur einen Gedanken haben: Vorrücken! Erst wenn Sie Ihres Erziehungswerkes soweit sicher sind, können Sie es ruhig mit-
ansehen, wenn Ihr Zug auseinandergerissen wird.

Und Sie können zu sich selber sagen: „Zwar bin ich nur ein einfacher Infanterieleutnant; doch ist mir ein Teil des Schlachtfeldes, so klein es auch



Das Schloß in Frauenfeld.

sein möge, anvertraut. Ich nehme sie an, diese Verantwortung. In dieser engen Wiesen- oder Waldzone habe ich eine Kraft entfesselt, und lege persönlich meine Gewichtsteine auf die Waage. Wenn das allgemeine Gleichgewicht zu unsern Gunsten gebrochen wird, so habe auch ich zum Siege beigetragen.“ Diese Aussicht genügt, um den Übungen zur Friedenszeit eine leidenschaftliche Triebfeder zu verleihen.

Selbst was die kleinsten Einzelheiten des Dienstes anbetrifft, muß man immer an den Krieg denken. Eine zwecklose Parade ist mir zuwider. Die Disziplin bewundere ich nur insofern, als sie nicht zur formellen Knoterei wird. Schön und groß ist sie, wenn sie eine Disziplin des Wesens ist. Dann betrachte ich sie als eine schwungvolle Vorbereitung auf das kommende Drama des Kampfes. Sie ist der Drill des armen Menschenherzens, das immer zwischen Furcht und Heldenmut hin- und herschwankt. Die hohe Aufgabe des Offiziers ist also: gegen die Furcht, für den Heldenmut!

Hier sitzen wir ruhig in bequemen Fauteuils. Keine Gefahr weit und breit. Machen Sie aber eine Anstrengung und stellen Sie sich vor, wie es im Kriege sein wird. Denken Sie einmal, Sie seien mit Ihrem ganzen Regiment mitten in der Nacht geweckt worden. In hastigem Schritt hat man Sie dunkle Wege entlanggeführt. Aufgeregte Adjutanten sind an der Kolonne vorbeigesprengt, nach vorn. Beim ersten Tagesgrauen haben die Kanonen zu donnern begonnen. Man hat Sie als Reserve in einer Erdmulde halten lassen, und trotz der beängstigenden Ungewißheit haben Sie geschlafen. Dann hat man Sie plötzlich wieder aus dem Schlaf aufgeweckt, dem Kanonendonner entgegengeführt, und, nachdem Sie ein paar Hügelkämme überschritten, liegen Sie mit dem Gewehr in der Hand hinter einer natürlichen Bodenwelle in Feuerstellung. Link und rechts von Ihnen sind Ihre Kameraden, mit ihrem wohlbekannten Profil, ihrer gewohnten Stimme. Etwas weiter weg, Ihr Zugführer, den Feldstecher im Anschlag. Vor Ihnen ein gewellter Abhang mit Wiesenland, Baumgruppen, darüber ein schöner, blauer Himmel, vielleicht ein Augusthimmel. Gegenüber, 600 bis 800 Meter entfernt, ein Waldrand, wo allem Anschein nach der Feind steckt. Aber sie sehen ihn nicht. Von Zeit zu Zeit summt eine böse Fliege durch die Luft, und zwischenhinein fährt, bald vor, bald hinter ihnen, eine Kugel in den Boden. Niemand ist getroffen; Sie sind ruhig. Friedlich stellen Sie das Visier, schlagen an, zielen auf das Ziel, das Ihnen angegeben wurde — der Waldrand —, drücken sachte auf den Abzug, ziehen den Verschluß zurück, wie auf dem Exerzierplatz, ja sogar mit einer offensichtlichen Kaltblütigkeit. Sie sind mit sich selber zufrieden und sagen sich: „Ist das alles?“ Und Sie möchten lange dort bleiben, bis zum Abend, so sicher fühlen Sie sich.

Doch ein Vorbereitungsbeehl kommt die Schützenlinie entlang: „Der Zug links wird einen Sprung machen!“ Pünktlich geben Sie ihn weiter, und er erreicht Ihren Leutnant, der den Arm emporhebt zum Zeichen, daß er den Befehl erhalten. Sie aber schauen mit großem Interesse nach links.



Der Markt in Bern.

Wie wird es denen drüben gelingen? Der Nachbaroffizier, ein wenig erregt, gibt die nötigen Befehle, und da springt er auch schon mit seinen Leuten auf. Welches Ziel! Sofort wächst das Gefause in der Luft, vibriert wie

Telegraphendrähte, und der trockene Regen der Geschosse stiebt da und dort ein Stück Erde oder ein paar Steine auseinander.

Ihr Leutnant befiehlt rascheres Feuer. Doch schon wirft sich der Zug links, nachdem er außer Atem etwa vierzig Meter zurückgelegt, wieder auf die Erde und eröffnet das Feuer. Nicht ohne ein leises Gefühl des Neids bewundern Sie Ihre Kameraden, die so ungeschoren dem Feuer entgangen. Halbwegs aber sehen Sie einen Mann auf der Erde liegen. Hatte er Angst, weiter vorzurücken? Doch nein, er rührt sich nicht. Ist er etwa verwundet, der arme Teufel oder tot?

Immer noch ist der Himmel blau. Ein Schmetterling flattert aller Gefahr zum Trotz um Sie herum. Immer sieht man vom Feind noch nichts. Sein Vorhandensein wird aber nicht mehr bezweifelt. In wenigen Augenblicken werden auch Sie vorrücken müssen. Wie lange macht das Warten! Besser wäre, sofort auf und vorwärts. Wer wird denn das Zeichen geben? Der Leutnant. Sie hängen von seinem Willen ab, von seiner Wahl des Zeitpunktes. Wenn er nur den richtigen Augenblick trifft! Was zögert er noch? Vorwärts denn

In diesem Moment gelangt der Befehl an Ihr Ohr:

„Der Zug bereitet sich auf einen Sprung vor, bis zu dem Weg, der da vorn das Gelände durchquert!“

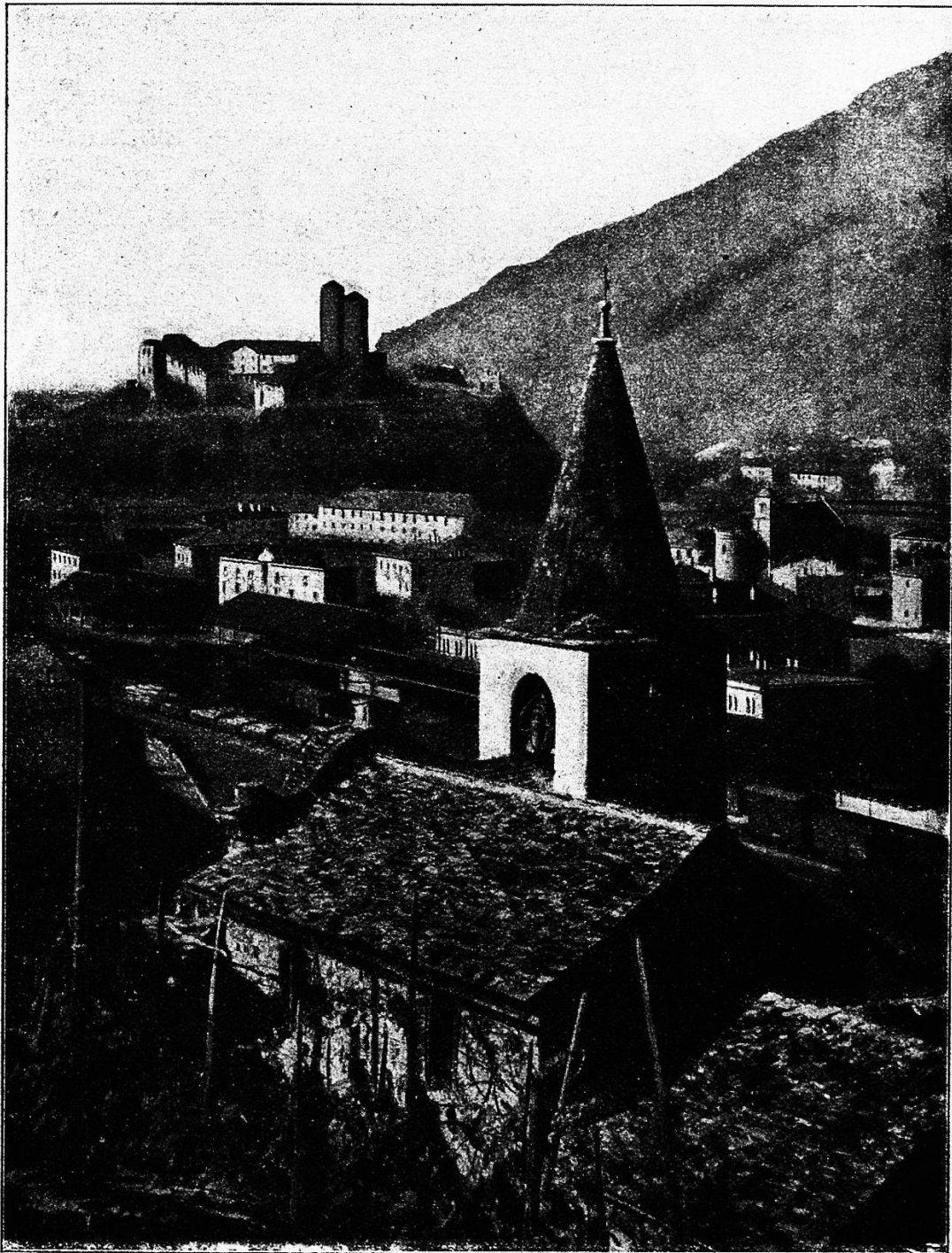
Jetzt schwindet Ihr Wunsch, vorzudringen. Ihr Herz beginnt zu schlagen. Sie betrachten den ungedeckten Abschnitt, den Sie zu durchheilen haben. Sie sind überzeugt, daß Sie eine Kugel erreichen wird, kaum sind Sie aufgesprungen. Warum also aufspringen? Man schießt doch viel besser hier. Nicht etwa, daß Sie den Schmerz einer Wunde fürchteten. Nein. Sie möchten ebensogern jetzt schon verwundet sein, wenn Sie nur im Schützengraben bleiben dürften. Gewiß, Sie werden getroffen sein, bevor Sie am Wege ankommen werden.* Und eine Assoziation von Ideen vollzieht sich: „Getroffen Wie viele Treffer? Wie viele Patronen verbraucht?“ Sätze aus der Friedenszeit. Früher, als Sie dieselben hörten auf dem Schießplatz, zweifelten Sie nicht daran, daß eines Tages Ah! wie wünschten Sie jetzt, im Frieden zu leben, in die Zeit zurückversetzt zu werden, wo Sie das Glück des ruhigen Daseins nicht genügend gekostet haben. Doch das ist ja nicht möglich. Wenn aber zum Beispiel dieser Krieg nur ein Traum wäre und Sie sich beim baldigen Aufwachen wieder in Ihrem Bette finden würden? Der Korporal neben Ihnen fragt Sie:

— „Bereit?“

Ihre Kehle schnürt sich zusammen. Der Schmetterling ist wieder gekommen und setzt sich vor Ihnen nieder, zart wie Staub. Sie versuchen, tief einzuatmen, doch Sie können es nicht; Ihr Atem dringt nicht bis in die Brust hinunter. Die Schläfen aber hören Sie klopfen. Plötzlich:

„Sichern! Sprung!“

Sie sichern das Gewehr, stützen sich auf die Hände auf . . . und vorwärts, was die Beine vermögen. An Ihrem Ohr vorbei zieht lauter das launische, seltsame Klagen der bleiernen Fliegen. Wörter klingen in



Das Castello Grande in Bellinzona.

Ihrem Kopf, als würden sie laut ausgesprochen. „Mein Gott, mein Gott, mein Gott!“ Und darauf, rascher als Sie je glaubten, sind Sie schon wieder auf dem Boden, und das Klagen der bleiernen Fliegen wird schon wieder

schwächer, entfernter. Gerettet. Jetzt fangen Sie an zu lachen; es ist ein seltsames Lachen, das Sie nicht aufheitert. Sie ziehen Ihr Gewehr unter dem Bauch hervor, schauen den Korporal an, der sehr bedächtig aussieht. Sie fragen ihn:

„Sind wir alle hier?“

Wenn einer fehlte, würden Sie sich Ihres guten Glückes noch besser freuen. Doch der Korporal antwortet nicht. Sein Gesicht ist in Runzeln gezogen und scheint ganz klein unter dem Käppi. Übrigens könnten Sie einfach nach hinten schauen; doch Sie ziehen es vor, darauf zu verzichten. Sie ziehen es vor, nach vorn zu schauen. Das ist nun einmal so. Übrigens ist man sehr geborgen hier, hinter dem grasigen Wegrand. Der Schutz ist genügend. Aus eigenem Antrieb beginnen Sie wieder, sorgfältig auf den Waldrand zu schießen. Bald füllen sie das Magazin nach. Dann denken Sie: „Was hab' ich zu meiner Linken?“ Doch wollen Sie sich wiederum nicht gern bewegen, und sich etwa gar zeigen. Ihre natürliche Neugierde ist nicht stark genug, um eine so kleine, aber so gefährliche Bewegung auszulösen; grad wie man im Bett, wenn man krank ist und der Schmerz nachgelassen, nicht gerne den Arm ausstreckt oder den Kopf hebt, und wäre es auch um ein angenehmes Getränk zu nehmen.

Plötzlich, gerade zu Ihrer Linken, ein dumpfes, schreckliches Geräusch, ein Schlag auf eine Gamelle, ein erstauntes Seufzen. Sie drehen ohne weiteres den Kopf und erkennen Ihren Nachbar. Er hat eine Kugel erhalten. Sein sonst so blühendes Gesicht ist völlig anders geworden, gelb, und Blut rinnt ihm über Stirne und Wangen hinunter. Er klagt wie ein kleines Kind: „Oh! Oh! tut das weh!“ Sein Gewehr hat er fahren gelassen; er will nichts mehr wissen vom Gefecht, er seufzt nur noch, und sein Körper scheint in der zweiten Uniform nur noch aus Draht zu bestehen.

Jetzt fängt Ihr Herz wieder laut und abgemessen zu klopfen an. Der Schweiß rinnt Ihnen über alle Glieder, über Hals, Rücken und Schenkel. Es scheint Ihnen, die feindlichen Kugeln schlagen zahlreicher ein. Eine prallt ganz nahe bei Ihnen vor einem Stein zurück. „Die Reihe ist an mir!“ denken Sie, und dieser Gedanke nimmt eine außerordentlich feste Gestalt an. Gewiß zielt man von jenem verdammten Waldrand aus auf Sie, gerade auf Sie, und sogleich werden Sie Ihre Kugel kriegen. „Warum ich, warum nicht ein anderer?“ In der beklemmenden Erwartung der Kugel kämpfen Mut und Verzweiflung in Ihrem Innern. Sie finden, daß das Leben Ihnen gegenüber ungerecht handelt und daß Sie nie kein Glück gehabt haben. Eine rasche Erinnerung an Ihre Mißerfolge, an Ihre Schwächen, sowie an das, was noch zu tun bliebe, drängt sich Ihnen auf. Doch, jetzt kommt der Tod. Sterben, Sie? . . . Und noch einmal taucht blitzschnell die so ganz

unwahrscheinliche Annahme empor: „Es ist ja nur ein Traum; ich werde bald erwachen, anderswo . . . Ach, wie möchte ich anderswo sein!“

Doch Sie bleiben, wo Sie sind, so flach als möglich, demütig ausgestreckt auf der Erde, mit der fixen Idee, es ziele beständig jemand auf Sie; doch wissen Sie nicht, woher. Und Ihren Nachbar links hören Sie immer leiser weinen, bis er . . . verstummt. Sie schießen schlecht; denn Ihre Hände zittern. Ihr Kopf brummt Ihnen; Sie fühlen ein Auf- und Abschwanken, das Ihnen eng macht. Dann, plötzlich, ohne daß man weiß warum, läßt der Regenschirm nach; es tritt einen Augenblick Ruhe ein, die gespannten Nerven erschlaffen. Der Lieutenant ruft Ihnen zu:

„Nun, wie geht's?“

Und Sie fühlen sich beruhigt. Sie bringen ein wenig Stimme auf, um zu antworten, daß es ordentlich geht. Sie sind nicht mehr allein. Es ist, als wehte ein frischer Wind, als träten Sie aus den fieberheißen, feuchenden Augenblicken der jüngsten Vergangenheit in einen köstlichen Schatten hinaus. Wieder ganz ruhig geworden, beobachten Sie die Wolken, die sich runden am blauen Himmel, die massigen Wälder. Und die Pappelreihe drüben am Hang versuchen Sie zu zählen. Zwar fühlen Sie immer noch den Druck einer Art Verblödung, aber Sie erfreuen sich gleichzeitig einer geistigen Klarheit höherer Ordnung; Ihr Zustand ist derjenige des Kranken vor der Operation, oder des Freiern, der Willens ist, die große Frage zu tun. Trotz Ihren Bauchschmerzen würden Sie beinahe einen schlechten Witz loslassen.

Und jetzt, mitten in diesem Optimismus des Augenblicks hinein, ertönt der Ruf des Korporals:

„Hergott im Himmel! der Lieutenant ist gefallen!“

. . . So haben Sie ein beständiges Hin und Her von Angst und Zuversicht, eine entsetzliche Spannung des ganzen Wesens, einen Schrecken, der alle Kräfte übersteigt und dem man doch trohen muß, ein verzweifelter Verzicht auf das Leben und gleichzeitig eine wilde Gier, noch eine Minute zu leben. Stundenlang kleben Sie am Boden, oder stürzen sich auf den Ruf des Führers in kurzen Sprüngen nach vorn, mit dem glühenden Wunsch, dem Tode zu entgehen, der rings um Sie einschlägt, durchdrungen vom Mitleid mit dem einzelnen Ich, vor Zorn und Rachegier fäusteballend gegen den Feind, mit Mord- und Fluchtgelüsten — aber es bleibt Ihnen nur die Flucht nach vorn —, vor allem aber mit dem Wunsch, daß das alles aufhöre, daß Sie diesem Muskelkrampf, dieser Gluthitze, dieser Atmosphäre, in der alle Befehle ungültig und jede Vorberechnung unzutreffend ist, dieser ununterbrochenen, allgegenwärtigen Drohung, die nur einen Augenblick benötigt, um auf Sie niederzufahren, endlich entwischen könnten. Viele Ihrer Kameraden sind zurückgeblieben. Sie haben keine Zeit zu trauern; Sie sind jetzt die Klagen und das Röcheln gewohnt; in der Lage, in der Sie sich befinden, ist

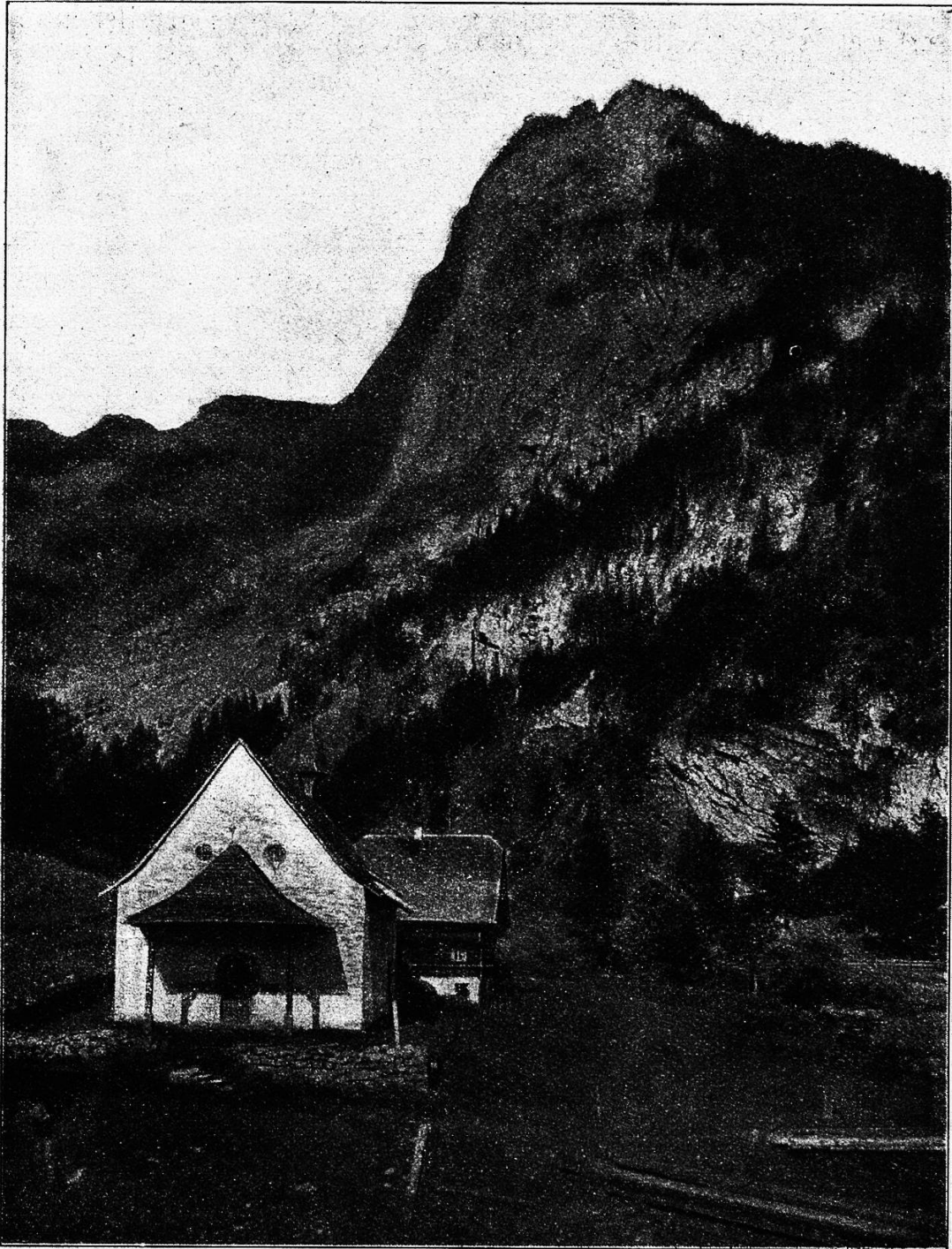
das etwas Normales. Toten und Verwundeten haben Sie selber die Munition abgenommen. Denn schießen wollen Sie, um sich zu betören und zu verteidigen, schießen, um so viel als möglich jener unsichtbaren Unbekannten niederzumachen, die es auf Sie abgesehen haben, schießen, um der nächsten Kugel zuvorzukommen, die vielleicht Sie trifft. Ihr Hirn arbeitet nunmehr ohne Anstoß, ohne Verlust noch Zerstreuung, nur schneller als sonst, schnaubend und zitternd wie ein Motor. Sie beißen auf die Zunge, sprechen laut vor sich hin und denken nur an eines, nämlich, daß Ihre Körpermaschine keinen Defekt bekommen möge, daß sie nicht plake, wie eine gewöhnliche Maschine, die explodiert und ihre zerbrochenen Bestandteile in die Luft schleudert.

Die Tragik des Gefechtes, meine Herren, besteht aber in der Desorganisation, in dem Unterdrücken aller Bande der Kultur, der Erziehung, des Willens; Sie sind gezwungen, das Gleichgewicht Ihrer Persönlichkeit völlig zu brechen. Und in diesem Zerfall Ihrer Persönlichkeit ergreifen Sie die Flucht oder vollbringen das Heldenopfer. Woran soll man die künftige Tat des gepeinigten Wesens erkennen, dem die Angst alle Haare sträubt? Wie kann man wissen, welcher Taten Sie unter so außerordentlichen Umständen fähig wären? Sie glauben sich zu kennen, und sehen sich nur im Spiegel des monotonen, äußerlichen Alltags. Zweifellos beurteilt man sich nur in Stunden der Krisis richtig. Der Krieg aber ist die schrecklichste all dieser offenbarenden Krisen. Begraben tief in Ihrem Innern schlummert unbekanntes Feigheit und machtvoller Heldensinn. Dort liegt Ihr wahres, innerstes Sein. Vielleicht werden Sie, aus Mangel an Gelegenheit, dasselbe nie zu fühlen bekommen. So will es das Schicksal von Millionen Menschen. Vielleicht aber leuchtet es einmal auf in Ihnen, unerwartet, bei der plötzlichen Vision des Todes.

Und während der unbeschreiblichen Stunden der Schlacht, die ich Ihnen darstelle, wird etwas Ihren Willen unterstützen, wird Ihnen helfen, die Beklemmung der Todesgefahr, die Beklemmung der Angst zu bekämpfen, gewisse verführerische Visionen, gewisse Schwächen, die doch so süß und berauschend wären, fern zu halten . . . Dieses Etwas, es ist der Gedanke an den toten Leutnant, der steif ausgestreckt, mit wachsfarbigem Antlitz, zerschossenem Kiefer und offenen Augen daliegt, ohne doch etwas zu sehen; der Leutnant und das, was er Sie gelehrt, der Leutnant und sein Beispiel . . . Ah! meine Freunde, wäre man da nicht einverstanden, dieser, nunmehr unnütze Mann zu sein, dieser Leichnam hinter dem Erdwall, auf den sich schon die Fliegen setzen, wenn er noch über den Tod hinaus auf seine Leute wirkt, so daß diese ihm zuliebe sich auf den Gegner stürzen und den Sieg an sich reißen?

Offiziere und Soldaten — da wir ja alle in den Kampf ziehen werden

— legen wir das Gelübde ab, uns der schrecklichsten Situationen würdig zu zeigen! Wenn wir die Angst bezwingen, so werden wir Großes leisten. Aber werden wir sie auch bezwingen? Wer dürfte das behaupten? Unsere Nerven



Das „End der Welt“ im Horbistal bei Engelberg.

sind so erregbar, die Einbildungskraft so töricht. Die Feigheit ist nicht immer ein moralischer Tiefstand; sie ist Schwäche, Krankheit, Blindheit. Das Entsetzen ist ein Fieber, das die Zähne klappern macht; verurteilt man aber

die Fieberkranken? Ach! wenn uns die Schwindel der Angst in die Tiefe stürzen, liegen wir tiefer, sind mehr entwürdigt als durch die schlimmste Verwundung. Wir kennen die Wonne jener Höhen, jenes Paradieses der Tapfern, jener Walhalla nicht, in die so viele leuchtende Helden singend einziehen. Die Ehre, der Genüge geleistet, und die Pflicht, die erfüllt ist, sollen wunderbare Freude bereiten. Betrachten Sie eine Armee als eine Vereinigung von Männern, die auf den heroischen Wahn abgerichtet werden. Die banalen Dienstbefehle, die schlecht sitzenden Uniformen, die groben Unteroffiziere, die Ungerechtigkeit der höhern Kommandos und ihre Rivalitäten untereinander, die Unannehmlichkeiten des Zusammenlebens, der Schmutz, das Fluchen und Lästern, die grobe Kost, das Blut der ersten Wunden . . . all das wird gerechtfertigt in der erhabenen Minute des Heldenopfers, die Sie vielleicht erfahren und bestehen können. Dies das Ziel; und alles erklärt sich durch das Ideal einer äußersten Gewalt, die den Menschen dazu hinreißt, sich selber zu überwinden, auf sich selber zu verzichten, kraft welcher der Mensch zum übermenschlichen Wesen wird.

Der Krieg ist weder Mathematik, noch ein chemisches Experiment, noch ein diplomatisches Problem; er ist ein Zusammenprall von Leidenschaften. Nicht eine materielle Frage ist er — im Gegenteil sehen wir, daß die Fortschritte der Technik oft eher die Feigheit fördern — sondern ein Kampf von Willen mit Willen. Noch einmal: ein Seelendrama. Und das Geheimnis des Sieges besteht darin, daß man sich im höchstmöglichen Grad der seelischen Erregung auf den Feind stürzt. Es ist der Sieg von Samothrake, der Flügel hat.

Der einfache Infanterie-Lieutenant aber, wenn er dies alles eingesehen hat, mag sein Haupt wieder hoch tragen.

*

Hier wurde Bourguet unterbrochen.

„O, mein Lieber“, meinte einer von uns, „was du uns da erzählst, ist nicht gerade erfreulich.“

Ein Zweiter beklagte sich über seine Gewalttätigkeit:

„Es genügt nicht, diese blinde Leidenschaft; auch feinere Momente sollen mitspielen.“

Ein Dritter billigte alles; wieder andere ließen sich in Hin- und Herreden ein. Ich beobachtete Bourguet, der mich sehr interessierte. Er versuchte zu lächeln, doch waren seine große Nase und sein spitzes Kinn gleichsam noch auf dem Schlachtfeld. Und ich stellte mir auf seinem hageren Antlitz das Sturmband vor. Er erblickt mich, erriet meine Sympathie, trat auf mich zu und sprach mit ernster, für mich allein hörbarer Stimme:

„Sie machen Scherze und protestieren; allein unsere Generation wird nicht vorübergehen, ohne den Krieg gesehen zu haben.“ *)

Dein Friede.

Verrauscht der Tag! Im Tale
Schon alles schweigt und ruht.
Die ernstesten Berge glänzen
In letzter Abendglut.

Wie heimliche Gedanken
Leis flüstert noch der Wind. —
Die kleinen Vöglein alle
Zur Ruh gegangen sind.

Die lichten Abendwolken
Um klaren Himmel geh'n —
Umschweben leis die Berge,
Erglühn, — und verwehn!

In dieser heiligen Stille
Denk' ich in Liebe Dein. —
O, könnt' ich doch Dein Friede
Und Deine Ruhe sein!

Elilian Degen, Bern.

Ein hartes Schicksal.

Von Prof. O. Gaggenschwiler.

I.

Es ist am 16. Januar 1916, im Südpolsummer. Droben auf der Hochfläche der Gletscherlager, die wie ein starrer Mantel die Gebirge und Meere am Südpol bedecken, ziehen in einer Höhe von 3000 Metern bei grimmiger Kälte und wildem Schneetreiben fünf Männer mühselig den Schlitten hinter sich her, auf dem ihr Zelt und ihr Proviant verpackt liegen. Sie führen ein heldisches Unternehmen aus, der Kapitän R. Scott von der englischen Marine, der schon mehrfache Fahrten im südlichen Eismeer bestanden hat und nun auch diese Unternehmung leitet; sodann der Arzt der Expedition, Dr. Wilson; ferner Marineleutnant Bowers, Deckoffizier Evans und Rittmeister Dates. Sie nahmen sich vor, als die Ersten den Fuß auf den Südpol des Erdballs zu

*) Aus: Im Dienst der Waffen, von Robert de Traz. Autorisierte Übersetzung von Dr. Max Fehr. — Inhalt: Im Dienst der Waffen. — Der Befehlsgang. — Auf Patrouille. — Infanterie-Leutnant. — Junge Kräfte. 166 Seiten, 8° Format, geheftet Fr. 3, in Pappband geb. Fr. 3.80. Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. — Das Buch von Robert de Traz: „L'Homme dans le rang“, das zweifellos zu den wertvollsten Erscheinungen auf dem neuzeitlichen Büchermarkt der welschen Schweiz gehört, ist nun erfreulicherweise auch den deutschschweizerischen Lesern nähergebracht worden. Die von Dr. Max Fehr besorgte Übersetzung wahrt durch Klarheit, Präzision und Eleganz der Sprache bestmöglich den vornehmen literarischen Charakter des Originalwertes. Das schweizerische Militärleben erfährt durch de Traz eine an Geist und Gemüt überaus reiche Schilderung, die sich wiederholt, doch ohne jede Aufdringlichkeit, zur Verherrlichung der Selbstdisziplin des Bürgers in der Republik erhebt. Wie Prof. E. Bobet seinerzeit in „Wissen und Leben“ geurteilt hat, findet man hier „das echteste Schweizerheer in seiner stolzen Eigenart, wo die Erziehung in der Kaserne auch die Erziehung zum Bürgerleben ist.“ Goldlauterer Vaterlandsliebe, verbunden mit feiner psychologischer Beobachtungsgabe und hohem künstlerischem Takt, ist dieses Buch geglückt, das wie kein zweites würdig ist, sowohl auf deutschschweizerischem wie auf welschem Boden ein Freund und Berater des Wehrmannes und aller derjenigen zu werden, denen die geistige und moralische Hebung unseres Wehrwesens am Herzen liegt.